

Aufgabe für Seelsorger und Seelsorgerinnen. Die alltäglichen Erfahrungen von Glück und Freude können dabei ein Anknüpfungspunkt sein; sie können den Geschmack an einer Freude wecken, die nicht mehr verfliegt. Sie können das Herz für einen weiteren Horizont öffnen. Dieser positive Ansatz scheint mir hilfreicher zu sein als anklagende Moralpredigten, die sich an den Schwächen und Fehlern der Menschen abarbeiten. Die Kirche ist ja weniger eine elitäre Besserungsanstalt als ein populärer Ort der Gnade und des Heils. Unser Auftrag ist es nicht, verbiestert darüber zu wachen, dass auch alle den Normen gerecht werden oder draußen zu bleiben haben. Glaube – so zeigt die Erfahrung – wird vielmehr vor allem durch Anziehung geweckt, durch Menschen, die in Gott verankert sind, die Freude und Zuversicht ausstrahlen und ihren Schwestern und Brüdern von Herzen zugetan sind. Wer im Online-Kondolenzbuch des verstorbenen Kardinals Karl Lehmann blättert, wird sehen, dass es vor allem dies ist, was die Menschen anspricht und tief berührt, Christen wie Nichtchristen.

Liebe Mitbrüder, von ganzem Herzen danke ich Euch bzw. Ihnen allen für den Eifer und die Beharrlichkeit im Dienst unseres Bistums. Ich hoffe, dass wir auch weiterhin zusammenhalten und nicht ohne Trost und Zuversicht unseren Weg gehen. Lassen wir uns von der kirchlichen und gesellschaftlichen Situation nicht negativ beeinflussen! Geben wir der Schwerkraft der Angst und des Pessimismus nicht nach! Werden wir nicht irre an unserem Gott, sondern halten wir an ihm fest. Er hat uns gesandt, ein »Licht der Nationen« zu sein, damit sein »Heil bis an das Ende der Erde« reicht (vgl. Jes 49,6). Unsere Aufgabe ist es deshalb, der Menschenfreundlichkeit Gottes ein Gesicht zu geben, indem wir die Spur der Freude und der Hoffnung aufzeigen. Trauen wir dieser Freude und dieser Hoffnung! Sie sind unser aller Leben und unser aller Zukunft.

aus: Gerhard Feige, anders katholisch. Vom
Pfad zum kleinen Weg, Feisung/Br.: Herder 2019,
195-230.

4. Entwicklungen und Perspektiven

Auf dem Weg in die Zukunft: Zu den Erneuerungsbemühungen im Bistum Magdeburg seit 2004

Von Léon Bloy stammt der Ausspruch: »Reformen in der Kirche kommen durch zweierlei: entweder durch den Heiligen Geist oder durch die Kosaken. Meist durch die Kosaken.« Diese Behauptung ist ernüchternd, aber auch hilfreich. Auf jeden Fall nimmt sie die Illusion, Reformen seien nur dann als würdig und recht zu begrüßen und anzugehen, wenn sie rein theologisch oder spirituell motiviert sind. Spielen dabei nicht immer auch äußere Umstände eine entscheidende Rolle: politische und gesellschaftliche Entwicklungen, materielle und personelle Ressourcen, demografische und kulturelle Veränderungen? Schließlich existiert die Kirche ja nicht im luftleeren Raum, sondern ist göttlich und menschlich oder himmlisch und irdisch zugleich. Zudem findet man kaum jemanden, der freiwillig bereit ist, Altes aufzugeben und Neues zu versuchen. Oftmals geschieht das erst dann, wenn der allgemeine oder besondere Druck so groß ist, dass ihm nicht mehr widerstanden werden kann. Darum wirkt Gott sicher nicht nur auf direkte und feinsinnige Weise durch innere Erleuchtungen und geistvolle Anregungen, sondern auch – wie Bloy sagt – durch die Kosaken, und das meint: auf ungewöhnlichen Umwegen oder sogar durch feindliche Mächte und Gewalten. Er weiß jedenfalls, wie er uns, wenn wir uns nicht von selbst bewegen, zur Erneuerung bringen kann. Vor diesem Hintergrund sind

auch die Reformschritte zu verstehen, die im Bistum Magdeburg gegangen worden sind und gegangen werden, um in der Region und vor Ort weiterhin lebensfähig und lebendig Kirche zu sein.

Vom »Pastoralen Zukunftsgespräch« zur Bildung von Gemeindeverbänden

Angesichts der vielen Herausforderungen, die seit 1989 auf uns zu gekommen waren, hat es im Bistum Magdeburg schon von 2001 bis 2004 unter der Leitung von Bischof Leo Nowak ein »Pastorales Zukunftsgespräch« als möglichst breiten und intensiven Beratungsvorgang sowie ergebnisoffenen Prozess gegeben. Dazu gehörten eine große Umfrage mit mehr als 700 Rückmeldungen von Gruppen und Einzelpersonen, eine Vereinbarung zwischen Bischof, Priesterrat und Katholikenrat über handlungsleitende Prinzipien und Projektorganisation, vier Arbeitsgruppen mit über 100 Männern und Frauen, die die Entwürfe zu den verschiedenen Themenbereichen erstellt haben, sowie die Beratung durch Vertreter der katholisch-theologischen Fakultät Erfurt. Schließlich wurden von einer Bistumsversammlung, der ca. 120 Personen angehörten, insgesamt fünf Sitzungen die entstandenen Vorlagen diskutiert, von Fachkommissionen und einer Redaktionsgruppe bearbeitet und im Plenum abgestimmt. Am 7. Februar 2004 wurden die Beschlüsse dann durch Bischof Leo Nowak in Kraft gesetzt.

Im Grundsatzdokument *Der Hoffnung Raum geben. Positionen und Perspektiven der katholischen Kirche im Bistum Magdeburg am Beginn des 21. Jahrhunderts* ist das Leitbild folgendermaßen beschrieben: »Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen > das Leben in Fülle <, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforde-

rung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.« Die anderen Dokumente enthalten folgende Kernaussagen:

- *Das Leben bezeugen. Glaubenszeugnis im Bistum Magdeburg:*
»Wir vollziehen einen Mentalitätswandel. Wir lassen den Pastoralstil der Diasporakirche, wie er sich bei uns entfaltet hat, hinter uns und nehmen die Herausforderung an, Kirche mit einer Mission zu sein.«
- *Das Leben feiern. Liturgie im Bistum Magdeburg:* »Wir gestalten Liturgie so, dass Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen, daraus leben und es miteinander feiern können.«
- *Dem Leben dienen. Diakonisches Handeln im Bistum Magdeburg:* »In unserem diakonischen Handeln soll unsere Mission erlebbar werden als Dienst Gottes am Leben der Menschen, wer immer sie sind. Dazu sind Einzelne, Gemeinden und Verbände im Bistum berufen.«
- *Als Kirchen gemeinsam auf dem Weg. Ökumene im Bistum Magdeburg:* »Wir nehmen die Herausforderung zur Ökumene an. In einem engagierten Leben als katholische Christen suchen wir fair und deutlich nach Wegen der Einheit. Ökumenisches Denken und Handeln soll auf allen Ebenen kirchlichen Lebens als durchgängige Perspektive wirksam werden.«
- *Inmitten der Gesellschaft Kirche sein. Öffentlichkeitsarbeit im Bistum Magdeburg:* »Wir machen Öffentlichkeitsarbeit zu einem Schwerpunkt, damit unsere Hoffnung in der Gesellschaft stärker erkennbar wird.«

Bemerkenswerterweise geht es nach diesen inhaltlichen Positionierungen erst in den nächsten zwei Dokumenten um strukturelle und personelle Konsequenzen.

- *Den Aufbruch gestalten. Strukturen und Zuständigkeiten im Bistum Magdeburg:* »Wir passen die überkommenen Strukturen den veränderten Gegebenheiten an und sorgen dafür, dass Strukturen und Zuständigkeiten den Aufgaben des Bistums entsprechen.«
- *Dem Aufbruch dienen. Personen und ihre Kompetenzen im Bistum Magdeburg:* »Missionarische Pastoral braucht ein neues Denken, erweiterte Handlungskompetenzen und eine veränderte Kultur der Zusammenarbeit. Personalmanagement und Personalentwicklung im Bistum Magdeburg sollen die Beteiligten für den erhofften Aufbruch und die hierfür erforderliche neue Kultur der Zusammenarbeit motivieren und befähigen.«

Und schließlich gehört zu den Texten noch eine kurze Richtlinie zur »Familienpastoral«.

- Darin heißt es: »Wir nehmen Familien in unserer kirchlichen Praxis neu und verstärkt in den Blick. Sie haben in der Pastoral eine zentrale Bedeutung. Sie sind Orte, an denen sich das Geheimnis des Lebens zeigt und Glaube wachsen kann. Daher sind sie keine isolierte Zielgruppe der Pastoral neben anderen. Familien sind erste Träger der Pastoral, denen wir deshalb verstärkt Begleitung und Unterstützung anbieten. Familien-, Kinder- und Jugendpastoral ebenso wie Religionsunterricht und die Arbeit der Schulen und Kindertagesstätten in kirchlicher Trägerschaft sind als Angebote zu konzipieren, die die Familien subsidiär unterstützen.«

Von den verschiedenen Anliegen des »Pastoralen Zukunftgespräches« wurde schon bald im Hinblick auf die Errichtung neuer Pfarreien zunächst als Übergangslösung die Bildung und Entwick-

lung von Gemeindeverbänden in Angriff genommen. In mehreren Schritten sollte erkundet werden, wie eine Umstrukturierung der bislang 186 Pfarreien, Pfarrvikarien und Kuratien aussehen und eingeleitet werden könnte. Dabei waren als Rahmenbedingungen unter anderem zu berücksichtigen, dass ein Gemeindeverbund einen natürlichen Lebensraum mit etwa 1.500 bis 2.000 Gemeindegliedern umfassen soll und die Anzahl der künftigen Gemeindevverbände »augenblicklich und auch nach 10 Jahren noch« der Gesamtzahl der verfügbaren Pfarren entsprechen müsse. Dazu wurden Voten aus den Gemeinden und Dekanaten durch eine Teilprojektgruppe weiterbedacht, zu den Gemeinden zurückgekoppelt, mit einzelnen von ihnen besprochen und dem Bischof zur Entscheidung vorgelegt. Im Rahmen der alljährlichen Bistumswallfahrt zum Kloster Huysburg ist durch mich dann am 4. September 2005 der Plan in Kraft gesetzt worden, der 44 Gemeindeverbände vorsah. Die Gemeinden eines Verbundes, so der Wunsch und Auftrag, sollten nunmehr in Verbindung mit der Bistumsleitung ihre gemeinsame Zukunft planen, konkrete Vereinbarungen abschließen und, wenn sie nicht schon längst begonnen hatten, zu kooperieren beginnen. Ein »Informationspaket« enthielt dafür wichtige Arbeitshilfen: den Zeitplan mit den konkreten Schritten und Unterstützungsgangeboten auf Bistumsebene, eine Übersicht darüber, welche Gemeindeverbände in einer ersten, zweiten oder dritten Phase errichtet werden, eine Vorlage für die Vereinbarung zur Bildung eines Gemeindeverbundes zwischen mehreren Gemeinden, Hinweise zur Entwicklung einer Pastoralvereinbarung, zum Personaleinsatz, zur berufs begleitenden Qualifizierung der Leiter von Gemeindeverbänden, zu den Schlüsselzuweisungen, zur Bewertung und Nutzung von Immobilien und zu Verwaltungsfragen. Schließlich wurde darin auch noch versucht, auf einige häufig gestellte Fragen zur weiteren Entwicklung, zur Pastoral und zur Rolle der Hauptamtlichen in den Gemeindeverbänden einzugehen, Unklarheiten auszuräu-

men und ein größeres Verständnis zu wecken. Gemeindeverbände kamen dann zustande, wenn ein Gemeindeverbandleiter designiert war; eine abgeschlossene Vereinbarung vorlag und der Bischof diese bestätigt hatte. Personell bedeutete das, dass es in einem Gemeindeverbund von Anfang an in der Regel nur einen Priester als Leiter geben sollte, bisherige andere Pfarrer aber auf ihre Pfarrei verzichteten und zumeist in einem anderen Gemeindeverbund als Kooperatoren weiterwirkten. Da in den errichteten Gemeindeverbänden ehemals eigenständige Gemeinden mit unterschiedlicher liturgischer Praxis zusammenkamen, die Zahl der Priester weiterhin abnahm, an manchen Orten im Wechsel mit Eucharistiefiern zunehmend Wortgottesdienste als sinnvoll erschienen und das neue Werkbuch zur »Wortgottesfeier« offiziell im Bistum eingeführt werden sollte, wurden dazu auch einige bischöfliche Regelungen veröffentlicht: Orientierungshilfen zur Feier des Osterlichen Triduum in den Gemeindeverbänden, eine Rahmenordnung für Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen, Richtlinien für den Dienst der Kommunionhelfer und Gottesdienstbeauftragten sowie Orientierungshilfen zur würdigen Gestaltung des Kommunionempfangs der Eucharistiefeier.

Beim Neujahrsempfang am 12. Januar 2008 konnte ich zur Errichtung der Gemeindeverbände schon Folgendes sagen: »Vor einem Jahr gab es bereits 26 von ihnen; 18 sind seitdem noch gefolgt – die Urkunde der letzten trägt das Datum vom 15. Dezember 2007. Damit sind nun – etwas später als geplant – alle 44 Gemeindeverbände unseres Bistums – zumindest formal – errichtet. Das war kein einfacher Prozess und auch die weitere Gestaltung wird noch viel Kraft kosten. Neben manchen Missverständnissen und Widerständen gab es erfreulicherweise viel Einsicht und Mithilfe. Und die positiven Erfahrungen, die verschiedene Gemeindeverbände schon gemacht haben, sollten uns allen Mut machen, diesen Weg mit Eifer und Gottvertrauen weiter zu beschreiten. Ich habe

vielen zu danken und tue dies von ganzem Herzen. Es ist durchaus nicht selbstverständlich, dass im Rahmen dieses Prozesses von 2005 bis heute über 60 Priester bereit waren, ihre Stelle oder ihren Status bzw. beides zu wechseln. Auch Diakone sowie Gemeindefereferentinnen und -referenten mussten sich auf größere Einsatzgebiete einstellen. Den Mitgliedern der Pfarrgemeinderäte – jetzt Gemeindeverbundräte – und der Kirchenvorstände danke ich für die Umsicht, mit der sie beraten und entschieden haben, und für alle Mühe und Zeit, die sie ehrenamtlich aufwenden. Schließlich danke ich allen Schwestern und Brüdern in den Gemeinden, dass sie unsere bisherigen Veränderungen so konstruktiv mitgetragen haben und hoffentlich auch weiter dafür offen sind, sich der Lebensfähigkeit und Lebendigkeit unserer konkreten Ortskirche wegen auf Neues einzulassen. Ausdrücklichen Dank sage ich aber auch dem Generalvikar, den Mitgliedern des Ordinariates, meiner persönlichen Referentin und meiner Sekretärin sowie den in der Gemeindeberatung Tätigen. Diese Umgestaltung verlangt auch uns einiges ab. Zwei der Gemeindeverbände haben bereits eine Pastoralvereinbarung; eine dritte liegt mir zur Prüfung vor. Andere Gemeindeverbände sind noch dabei oder beginnen demnächst, sich darüber Gedanken zu machen. Wichtig ist auf jeden Fall, sich ganz konkret zu überlegen: **Wie sieht unsere Situation vor Ort aus? Was für Ressourcen, Kräfte und Fähigkeiten sind vorhanden? Gibt es Ballast, der behindert und von dem man sich trennen müsste? Welche kirchlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen stellen sich in unserem Bereich? Wozu will uns Gott hier und heute bewegen? Welche Entscheidungen sind fällig? Für diese Überlegungen wünsche ich den verantwortlichen Gremien einen klaren und sensiblen Blick, einen lebendigen Glauben und Mut zum Handeln.**«

Die Errichtung neuer Pfarreien

Seit der Gründung der Gemeindeverbände hatten die Gremien – Gemeindeverbandsrat und Kirchenvorstand – die Aufgabe, eine Pastoralvereinbarung zu verfassen und ausgehend von den pastoralen Überlegungen spätestens bis zum Ende des Jahres 2009 ein Immobilienkonzept zu entwickeln. In diesem sollten alle im Besitz der Pfarreien befindlichen Immobilien erfasst und pastoral bewertet sowie dafür Pflichtbaurücklagen berechnet und deren Finanzierung geplant werden. Zur Unterstützung wurde eine Arbeitshilfe zum Immobilienmanagement erstellt und Gemeindeberatung angeboten. Darüber hinaus hat sich das Bistum über Jahre an der Rücklagenbildung für die pastoral genutzten Immobilien beträchtlich beteiligt. 2010 erfolgte dann der nächste Schritt: die »Umwandlung« aller 44 Gemeindeverbände zu neuen Pfarreien. Ein Jahr zuvor waren zwei davon bereits als »Modellpfarreien« errichtet worden. Solche Umstrukturierungen sagen jedoch noch nichts über die Entwicklung vor Ort und die innere Bereitschaft, um Gottes und der Menschen willen Neues zu wagen, aus.

Was aber ließ sich im unmittelbaren Vorfeld der Errichtung neuer Pfarreien wahrnehmen? In meinem Bericht beim Bistumsrat am 24./25. März 2009 habe ich dazu unter anderem auf Folgendes hingewiesen: »Ohne Zweifel sind unsere Verhältnisse inzwischen sehr klein geworden, und diese Entwicklung wird sich nach derzeitiger Erkenntnis weiter fortsetzen ... Hatten wir bei der Gründung der Gemeindeverbände eine Zahl von mindestens 1.500 Katholiken pro Verbund vor Augen, so gibt es in manchen inzwischen nur noch um die 1.000 oder sogar unter 900 Katholiken. Und schaut man auf die einzelnen Gemeinden, wird spätestens angesichts ihrer Gläubigenzahlen deutlich, wie notwendig es ist, noch dichter zusammenzurücken, und wie unverantwortlich es wäre, hier eventuell noch einen eigenen Seelsorger hinzuschicken. Das kleinste

Gebilde, das übrigens als eigene Gemeinde in einer Vereinbarung zur Gründung eines Gemeindeverbundes auftaucht, zählt heute – sage und schreibe – 17 Katholiken! ... Auch die Überalterung schreiet stetig voran ... Besonders bewegt mich seit einiger Zeit die Frage: Was ist eine lebendige und lebensfähige Gemeinde im Kontext unseres Modells > Pfarrei in mehreren Gemeinden <? Kann man tatsächlich alle Pfarreien, Pfarrvikarien und Kuratien, die in den einzelnen Vereinbarungen angeführt werden, noch als wirkliche Gemeinden ansehen oder sind manche nicht nur noch Reste davon, kaum noch als eigenständig wahrnehmbar, im früheren Sprachgebrauch wieder zu Außenstationen geworden? Das ist nicht abwertend gemeint, vor allem im Hinblick auf die zumeist älteren Gläubigen, die bis zum heutigen Tag die Gottesdienste – so arm-selig sie vielleicht auch sind – treu mitfeiern. Es stellt sich aber die Frage: Brauchen wir nicht für unsere ungleichen Verhältnisse eine örtlich differenzierte Pastoral? Müsstest wir nicht noch intensiver darüber nachdenken: Was gilt es besonders zu fördern? Was ist zukunftsfruchtig? Wo bricht etwas auf? Und wie sollten wir mit unseren Kleinverhältnissen umgehen? Ist es noch verantwortlich, im Gemeindeverbund nach dem >Gießkannenprinzip < vorzugehen, oder sollten die vorhandenen Kräfte nicht zielgerichteter eingesetzt werden? Was die Entwicklung unserer Gemeindeverbände betrifft, so haben inzwischen viele begriffen, dass es dazu keine Alternative gibt. Dennoch geht es nur zäh voran. Gemeint ist nicht, vor Ort so lange wie nur möglich selbstständig zu bleiben und regelmäßig versorgt zu werden, sondern schon jetzt die Chance größerer Gemeinsamkeit zu nutzen, sich auf den Weg in die Zukunft zu machen und nicht kramphaft an vergangenen und vergehenden Verhältnissen festzuhalten. Darum gilt es nach wie vor, noch mehr Mitglieder unserer Gemeinden davon zu überzeugen.« Und hinsichtlich der Pastoralvereinbarungen hieß es in meinem damaligen Bericht: »Beim ersten Lesen entsteht manchmal der Eindruck, dass die

ideellen Vorhaben und die Möglichkeiten der Umsetzung auseinanderklaffen. Zumeist wird deshalb vonseiten des Seelsorgeamtes empfohlen, sich noch deutlicher damit auseinanderzusetzen, was kurzfristig, mittelfristig und langfristig umsetzbar ist – und wer für die einzelnen Vorhaben Verantwortung übernimmt ... Einerseits ist das >Instrument Pastoralvereinbarung< eine unabdingbare Voraussetzung für die Gründung der Pfarrei. Andererseits erschöpft sich sein Sinn darin nicht. Vielmehr ist die Pastoralvereinbarung als eine erste Grundlage für einen Weg gedacht, der über die Gründung der Pfarrei hinausgeht. Sie ist ein Arbeitsinstrument für die Gemeindeverbands- bzw. Pfarrgemeinderäte und wird dort reflektiert, ausgewertet und weiter entwickelt. Eine Pastoralvereinbarung ist deshalb nicht einfach >fertig<, wenn sie geschrieben und bestätigt worden ist, sondern sie muss konsequent weitergeführt werden ... Auf dem Hintergrund tatsächlicher Gegebenheiten vor Ort kann dieses >Instrument< dazu beitragen, miteinander nach Wegen einer geistlichen Vertiefung, nach neuen Möglichkeiten der Außenorientierung, nach vertiefter ökumenischer Zusammenarbeit und nach Kooperationen innerhalb des Gemeindeverbundes zu suchen.« In diesem Zusammenhang habe ich auch noch einmal auf die »Grundlagen für das Konzept einer Pastoralvereinbarung« verwiesen, in denen es heißt: »Ohne geistliche Verankerung kann kein Pastoralkonzept entstehen ... Deshalb gehören Gebet, geistliche Besinnung und Hören auf Gottes Wort zu den ständigen Begleitern dieses Prozesses.«

2010 wurden dann alle bisherigen Pfarreien und Pfarrvikarien innerhalb der Gemeindeverbände durch mich aufgehoben und 42 neue Pfarreien in der Rechtsnachfolge aller beteiligten Pfarreien und Pfarrvikarien errichtet; zwei waren ja schon 2009 als Modellversuch gestartet. Damit wurde auch der jeweilige Gemeindeverbandsleiter zum kanonischen Pfarrer der neuen Pfarrei. Für die Errichtung der Pfarreien waren zwei Termine vorgesehen: der 2. Mai

und der 28. November 2010. Dabei war es den Gremien überlassen, ihren Zeitpunkt zu wählen und auch für die neue Pfarrei einen gemeinsamen Patron zu finden, der für die Identifikation behilflich sein kann; jemand, der bisher im Bereich der Pfarrei keine besondere Rolle gespielt hat oder aber jemand, dessen Namen bereits eine der vorhandenen Kirchen trug. Auch die Möglichkeit eines Doppelpatronats war gegeben. Außerdem musste noch vieles andere geregelt und entschieden werden: die Ortsbezeichnung der Pfarrei, die Postanschrift und E-Mail-Adresse, die Bankkonten und Haushaltsplanung, die Fortsetzung der Kirchenbücher und Chronik, die Gestaltung des Siegels und eines Logos sowie die Archivierung.

Nummehr aber galt es, sich als Pfarrei auch mental neu zu finden und noch mehr bewusst zu machen, welche Blickwechsel dazu notwendig sind. Als eine wichtige Grundlage dazu erschienen, die neuen Pfarreien als großräumige Netzwerke zu verstehen, in denen die darin befindlichen Gemeinden und Gemeinschaften gewissermaßen Knotenpunkte sind. Geht es bei den Pfarreien vor allem darum, den rechtlich abgesicherten Rahmen offenzuhalten, Kirche theologisch als »universales Heilssakrament« zu vergegenwärtigen und sowohl Einheit als auch Vielfalt zu garantieren, sind die Gemeinden und Gemeinschaften eher die Orte, an denen das Evangelium besonders konkret entdeckt und gelebt wird. Im Blick darauf wurde in einigen Regionen das sogenannte »VOIK-Projekt« (Vor-Ort-lebt-Kirche) entwickelt und umgesetzt.

Einzelne Gemeindeglieder oder Teams übernehmen vor Ort die Verantwortung dafür, dass der Glaube in seinen verschiedenen Vollzügen lebendig bleibt, und setzen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten dafür ein, dass man miteinander in Verbindung bleibt, Gottesdienste feiert und sich um bedürftige Menschen kümmert. Wichtig ist dabei, dass solche Teams innerhalb der Pfarrei gut vernetzt sind. Welche grundsätzlichen Blickwechsel für den weiteren Weg als erforderlich angesehen wurden, machte Ordinariatrat

Ulrich Lieb beim Pastoraltag 2010 in folgender Weise deutlich: Weder Zentralismus noch Separatismus seien gemeint. »Gemeinden und Gemeinschaften in der Pfarrei gleichen Sektten, wenn sich ihre Eigeninteressen mit der Gemeinschaft in Christus nicht oder schwer vereinbaren lassen. Bei der Suche nach einer Balance zwischen der Identität einer Gemeinde und der Communio in der Pfarrei darf Eigennutz nicht zulasten des Gemeinwohls gehen.« Zudem müsse gelernt werden, die Kirche anders zu sehen: »Im Sinne Jesu erweitern sich christliche Gemeinden in dem Maße, als sie sich in den Dienst der Schwachen und Bedürftigen, der Suchenden und Fragenden, der Andersdenkenden, der Ausgegrenzten und Benachteiligten stellen.« Eine weitere Akzentverschiebung bestehe darin, nicht nur zum Helfen, sondern auch zur Übernahme von Verantwortung einzuladen. Als Begründung heißt es dazu: »Die Theologie des allgemeinen Priestertums gehört nicht in den Bereich von Ideologien. Allgemeines Priestertum ist im Leben einer Pfarrei zu praktizieren. Es gibt nicht die >Amtskirche als eine führende Schicht< ! >Die das Wort Gottes hören und danach handeln< (Lk 8,21), sind Kirche als Ganze und zugleich >Kirche im Nahbereich<«. Und schließlich verweist er auf die Chancen einer Liturgie in Vielfalt: »Je mehr sich die Liturgie innerhalb einer Pfarrei in verschiedenen gottesdienstlichen Feiern entfalten kann, desto mehr wird die Orientierung auf Jesus Christus als dem >Zentrum der Kirche < zur Erfahrung. Die Eucharistiefeier bleibt die zentrale Feier in der Pfarrei. Allerdings können auch nicht-eucharistische Liturgien auf dem Weg zu Christus Unterstützung und Erweiterung sein.«

Auf zwei Bistumsversammlungen in den Jahren 2011 und 2012 wurden solche Themen aufgegriffen und diskutiert, durch zehn Arbeitsgruppen zwischenzeitlich vertieft und dann in Form sehr konkreter Anregungen den Pfarreien und Einrichtungen zur Umsetzung empfohlen. In der Einladung zur ersten von ihnen hieß es: »Vor sieben Jahren ist in unserem Bistum das >Pastorale Zukunfts-

gespräch < – ein recht umfangreicher Dialogprozess – mit wegweisenden Beschlusstexten und Arbeitsaufträgen zu Ende gegangen. Manches davon konnte umgesetzt werden, anderes steht noch aus oder hat sich aufgrund der weiteren gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklung erübrigt. Verschiedene Herausforderungen sind neu dazugekommen oder schärfer geworden. Angesichts dessen halte ich es geradezu für notwendig, wieder einmal im Rahmen einer größeren Bistumsversammlung gemeinsam darüber nachzudenken, was Gott uns heute sagen will und wie unser Weg weitergehen soll. Eine repräsentative Gruppe von über hundert Hauptamtlichen und Laien, von Ordensleuten, Verbänden und Initiativen ist dazu eingeladen ... Unser Vorhaben ist keine direkte Fortführung des >Pastoralen Zukunftsgesprächs<, atmet jedoch dessen Geist. Sein Ursprung liegt nicht in der bundesweiten Einladung der katholischen Bischöfe zu einem >strukturierten Dialog<, sollte aber auch auf >Magdeburger Art< ein geistvoller Beitrag dazu sein.« An der zweiten Bistumsversammlung im November 2012 nahmen sogar rund 400 Christen aus der ganzen Diözese teil, darunter Haupt- und Ehrenamtliche aus Pfarreien und Sozial- wie auch Bildungseinrichtungen sowie Gäste aus den evangelischen Kirchen und dem Erzbistum Paderborn. Sie stand unter dem Leitwort: »Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade.« Unter anderem gehörte zu ihrem Programm auch dazu, dass – entsprechend der Anzahl der neuen Pfarreien – 44 Gesprächskreise ermöglicht wurden, damit die Mitarbeitenden der jeweiligen Pfarrei und der auf ihrem Territorium befindlichen Einrichtungen, Verbände und Orden sich noch bewusster wahrnehmen und vernetzen konnten. In einem programmatischen Statement unter dem Titel »Nüchterne Zuversicht« bin ich schließlich auf die verschiedenen Herausforderungen in unserem Bistum eingegangen. Darin war auch die folgende Erklärung enthalten: »Wir bleiben – und diese Botschaft möchte ich heute ausgeben – wir bleiben auf absehbare Zeit bei 44 Pfarreien. Als die

Pfarreien im Jahre 2010 gegründet wurden, waren schon manche Töne zu hören: >Na, na, müssen wir nicht gleich weiter machen?< Und jetzt, in unserer verschärften Situation, wo wir zum ersten Mal auch den Fall haben, dass wir eine Pfarrei erst einmal gar nicht mit einem neuen Pfarrer besetzen können, dass das einige Zeit dauert und dass in Zukunft solche Situationen verstärkt auftreten werden, kommen natürlich solche Gedanken auch wieder auf: Sollten wir die Grenzen nicht noch weiter ziehen und noch größere Pfarreien bilden? Da lautet meine Entscheidung: Wir bleiben in absehbarer Zeit bei 44 Pfarreien. Um miteinander weitsichtig planen zu können, werden wir aber eine Rangliste für die Pfarreien erstellen, die künftig auch mit einem kanonischen Pfarrer besetzt werden. Das heißt, wir sind schon auf der Suche nach Kriterien, die dabei helfen sollen zu klären, welche Pfarrei unbedingt einen Pfarrer als Leiter braucht und welche eventuell nicht. Das sind keine Entscheidungsdabei beteiligt. Wir haben schon einmal bei der letzten Sitzung des Priesterrates darüber gesprochen, und auch bei der Zentralkonferenz der Diakone. Gleichzeitig erarbeiten wir Leitungsmodelle für die Pfarreien, die perspektivisch ohne einen eigenen Pfarrer vor Ort auskommen müssen. Das heißt, man fällt nicht ins Nichts, wenn irgendwann kein Pfarrer mehr vor Ort die Leitung einer Pfarrei wahrnehmen kann, sondern wir wollen gemeinsam Wege suchen, wie wir dieser Situation gerecht werden können. Wortgottesfeiern werden dabei sicherlich in Zukunft auch eine größere Rolle spielen. Ich verhehle nicht, dass Wortgottesfeiern in den verschiedenen Diözesen Deutschlands auch umstritten sind. Darum zwei Grund- oder Leitsätze beziehungsweise Richtlinien. Ohne Zweifel bleibt die Eucharistiefeyer am Sonntag für uns das zentrale Geschehen, aus dem die Kirche lebt und zu dem sie immer wieder hinströmt. Keine Frage, das ist und bleibt für uns das Entscheidende. Andererseits erscheint es aber auch wichtig – und das ist das Zweite – sich

vor Ort zum Gebet und zum Gottesdienst zu versammeln. Dabei ist es schon jetzt und wird auch in Zukunft eine Gratwanderung sein, im konkreten Fall zwischen beidem zu entscheiden. Wir haben in unserem Bistum mindestens schon seit 1945 Erfahrungen, dass man oftmals weite Wege zurücklegen muss, um einen Gottesdienst mitfeiern zu können. Das ist nichts Neues. Nur die Entfernungen sind inzwischen teilweise eben größer. Da weiß ich nicht, ob man unseren Gläubigen zumuten kann, 30, 40, 50 Kilometer zu fahren, um bei einer Eucharistiefeyer dabei zu sein, oder ob es in bestimmten Situationen, auch bei bestimmten Alterszusammensetzungen, nicht – ehe gar nichts stattfindet – geraten erscheint und sogar wichtig ist, vor Ort zu Gebet und Gottesdienst zusammenzukommen. Und Wortgottesfeiern sind nicht nur irgendetwas, sondern haben auch ihre eigene Qualität. Die Spannung freilich wird bleiben. Und so muss vor Ort auch gut bedacht und entschieden werden, welche Lösungen für die konkreten Verhältnisse wohl die besseren sind.« Von dem Vorhaben, eine Rangliste zu erarbeiten, aus der hervorgehen sollte, welche der Pfarreien einen Pfarrer haben müssten und welche gegebenenfalls nicht mehr, sind wir jedoch wieder abgekommen, da es zu schwierig war, wirklich einschichtige Entscheidungskriterien zu finden, und sich auch mancherorts Unmut breit machte. Zugleich war aber die Suche nach geeigneten Lösungen für Pfarreien, die keinen kanonischen Pfarrer mehr bekommen können, eröffnet. Auch vom ursprünglichen Vorhaben, erst verschiedene Leitungsmodelle für die Pfarreien zu entwickeln, mussten wir uns wegen der rasanten Entwicklungen verabschieden. Stattdessen wurden die pastoralen und kirchenrechtlichen Möglichkeiten geprüft und in einem Empfehlungshandbuch zusammengefasst, das inzwischen als Grundlage für die betroffenen Pfarreien dient.

Zukunftsbilder 2019

2014 – zehn Jahre, nachdem das »Pastorale Zukunftsgespräch« im Bistum Magdeburg zu Ende gegangen war – hatten sich die gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen schon wieder so verändert, dass es geraten schien, sich über weitere Schritte auf dem Weg in die Zukunft erneut Gedanken zu machen. Im Bistumsrat wurden 2013 daraufhin die jüngeren Entwicklungsprozesse aufgegriffen und in mögliche Zukunftsbilder weitergedacht und formuliert. Diese Zukunftsbilder erfinden die Kirche nicht neu, stellen aber einen Orientierungsrahmen für das pastorale Handeln auf allen Ebenen dar und versuchen, die Frage zu beantworten: Wo wollen wir als Bistum Magdeburg im Jahr 2019 stehen, das heißt 25 Jahre nach unserer Bistumsgründung, das heißt zugleich aber auch in nur wenigen Jahren. Darüber hinaus greifen sie weltkirchliche Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils vor 50 Jahren auf. In ersten, unvollkommenen Ansätzen beschreiben sie, wie das Bistum Magdeburg 2019 aussehen könnte, und regen an, darüber ins Gespräch zu kommen, sich damit auseinanderzusetzen und das konkrete Handeln daran auszurichten.

Grundlage aller diesbezüglichen Überlegungen ist die sich am »Pastoralen Zukunftsgespräch« von 2000–2004 orientierende Kernaussage: »Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.« Daraus folgen für die drei Grundfunktionen der Kirche: »Unsere Verkündigung soll die Botschaft von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen tragen.

Unser diakonisches Handeln soll den Dienst Gottes am Leben aller Menschen erfahrbar machen. Unsere Liturgien sollen Menschen in und außerhalb der Kirche mit dem Geheimnis Gottes in Berührung bringen.«

Darauf bauen dann folgende Anregungen auf:

1. »Wir nehmen die Menschen in unserer Umgebung wahr. Wir leben in Kontakt mit ihnen und versuchen, daraus unser weiteres Handeln abzuleiten.

Gemeint ist: Kirche braucht immer einen Blick über den Tellerrand hinaus. Sie muss sich fragen, wofür sich die Menschen in ihrer Umgebung interessieren: Welche Themen sind gerade aktuell, was erfreut die Menschen, was regt sie auf? Dazu gehört auch, die Nöte in der Umgebung wahrzunehmen und Hilfe anzubieten. Dafür können wir zum Beispiel Sozialstationen, Beratungsstellen, Schulen usw. nutzen – seien sie von der Kirche getragen oder nicht. Es sollen Beziehungen zu sozial und kulturell Engagierten im Umfeld entstehen und gestaltet werden. Die pfarreieigenen Räume sind zur Nutzung und Teilnahme an Veranstaltungen für viele zugänglich zu machen. – Gemeint ist nicht: dass Kirche andere vereinnahmen (... und) sich mit >fremden Federn < schmücken will.«

2. »Wir suchen für unseren Einsatz zugunsten gesellschaftlicher Anliegen externe Partner. Dabei soll ein Projekt die Armut in der Welt aufgreifen.

Gemeint ist: Für viele gesellschaftliche Anliegen in unserer Region gibt es Initiativen und Gruppen auch außerhalb der Kirche. Oft teilen wir dieselben Anliegen und greifen diese unterschiedlich auf. Manches gute Werk scheitert an den eigenen Kräften. Statt eine gute Idee aufzugeben, können

wir uns Partner auch aus nichtkirchlichen Bereichen suchen. Dabei wird die Kirche für andere wirksam und positiv erfahrbar und bringt ihr Profil in die Gesellschaft ein. Die Anliegen von Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung verbinden uns mit vielen Menschen. Darum soll neben den Projekten in unserer unmittelbaren Nachbarschaft unser Engagement auch der Not von Menschen in der Welt gelten. – Gemeint ist nicht: dass nur die Kirche weiß, was anderen guttut, dass katholische Einrichtungen externe Partner sind (oder) dass die Zusammenarbeit mit nichtchristlichen Partnern zum Verlust unseres christlichen Profils führt.«

3. »Das Leben in den Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen lässt Menschen auf ihren Glaubenswegen wachsen, es befähigt und ermächtigt sie zum Zeugnis.

Gemeint ist: In unserer Zeit wird der Glaube nicht mehr so selbstverständlich von einer zur anderen Generation weitergegeben wie früher. Es kommt viel stärker darauf an, dass uns bewusst wird, was der Glaube für uns bedeutet und wozu wir berufen sind. Wir leben aus der Zusage Jesu, dass er unter uns Menschen ist und uns nie verlässt. Doch im Alltag spüren wir das nicht immer. Es braucht deshalb Orte, wo wir uns darüber austauschen können und wo wir die Nähe Jesu miteinander erfahren. So kann der Glaube wachsen und wir werden fähig, auch mit unse- ren nichtchristlichen Mitmenschen darüber zu sprechen. Denn auch ihnen will Jesus Christus nahe sein. – Gemeint ist nicht: dass Wachstum nur etwas mit Mitgliederzahlen zu tun hat, dass Glaubensvertiefung nur etwas für Profis ist (oder) dass Kirche ein sich selbst wärmender Ofen ist.«

4. »Wahrnehmung und Wertschätzung sowie Subsidiarität und Solidarität prägen die Pfarreien als regionale katholische Netzwerke.

Gemeint ist: Eine Pfarrei als Netzwerk ist mehr als nur die Summe ihrer Gemeinden, Gemeinschaften, Einrichtungen, Gruppen und Initiativen. Auf der gemeinsamen Grundlage – den christlichen Glauben lebendig zu bezeugen – bringen die unterschiedlichen Netzwerkpartner ihre Anliegen und Stärken ein. Dabei sind sie aufmerksam und offen für die Anliegen ihrer Umgebung. Für ein Pfarreinetwork könnten die Begriffe Subsidiarität und Solidarität aus der katholischen Soziallehre Folgendes bedeuten: Die Partner arbeiten grundsätzlich mit den eigenen Kräften und selbstverantwortlich. Hilfe erfahren sie erst dann, wenn sie an ihre Grenzen stoßen (= Subsidiarität). In ihrem Zusammenwirken bereichern die Partner sich gegenseitig und unterstützen einander und andere (= Solidarität). – Gemeint ist nicht: dass alle Aktivitäten über eine Zentrale gehen oder von ihr genehmigt werden, dass Katholiken als >gutkatholischer Klüngel< unter sich bleiben (oder) dass man nur mit dem Etikett >katholisch< ein Netzwerkpartner der Pfarrei sein kann.«

5. »Die Eucharistie ist die zentrale Feier in der Pfarrei, zudem wird Liturgie vor Ort in ihrer Vielfalt gefeiert.

Gemeint ist: Da, wo Christ/innen leben, dürfen und sollen sie Gott loben – in der für sie möglichen liturgischen Vielfalt: im gemeinsamen Gebet, beim Bibelteilen, in Andachten, Wortgottesfeiern. ... Liturgie ist eine Sammelbezeichnung für alle diese gottesdienstlichen Feiern. In jeder Pfarrei, wenn auch nicht in jeder Kirche vor Ort, wird am Sonntag die Eucharistie gefeiert. Wir sind herausgefordert, Feiern und Formen, Riten und Symbole zu finden, die Mit-

menschen mit dem >Geheimnis Gottes in Berührung bringen<. Dafür braucht es eine lebendige Vielfalt. – Gemeint ist nicht: dass die Vielfalt liturgischer Feiern den Wert der Eucharistie schmälert (... oder) zu >Gleichmacherei< in der Liturgie führt.<<

6. »Die Dienstleistungsfunktionen (anregen, steuern, unterstützen) des Ordinariates werden konsequent wahrgenommen und angewendet.

Gemeint ist: Das Ordinariat ist gewissermaßen das Großraumbüro des Bischofs. Es hilft ihm, zentrale Aufgaben für das Bistum zu erfüllen. In der Grundhaltung eines Dienstleistenden soll es gleichzeitig Aufgaben und Entwicklungen anregen (was gelegentlich aufregt ...), diesen gegebenenfalls vorangehen und vor Ort unterstützen. Deshalb ist es verpflichtet, gegenüber allen pastoralen Ebenen in Pfarreien, Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen transparent und ehrlich zu kommunizieren sowie diese bestmöglich zu beteiligen. Es hat sowohl das Bistum als Ganzes als auch die Interessen vor Ort im Blick zu behalten und für eine gerechte Verteilung der Ressourcen zu sorgen. – Gemeint ist nicht: dass das Ordinariat die Zentrale ist, von der alles ausgeht und die alles kontrolliert, dass die Aufgaben einer Ebene wichtiger sind als die der anderen, dass nur das Ordinariat weiß, wo es wirklich langgeht (... oder) der >Alle-unsere-Wünsche-Erfüller< ist.

7. »Für die kollegiale Verantwortung in neuen Leitungsformen für Pfarreien gibt es verbindliche Regeln und Unterstützungsinstrumente.

Gemeint ist: Zukünftig wird nicht jede Pfarrei durch einen eigenen Pfarrer geleitet werden. Wenn die Pfarreigrenzen

nicht ständig an die Anzahl der Pfarrer angepasst werden sollen, dann müssen Menschen aus der Pfarrei Verantwortung künftig selbst übernehmen. Zunehmend heißt das für Pfarreien: Leitung wird in gemeinschaftlichen Formen wahrgenommen. Die Aufgabe von hauptberuflichen Mitarbeiter/innen liegt dann vor allem in der Ermütigung und Begleitung von Menschen, die ehrenamtlich Verantwortung übernehmen. Was dies konkret bedeutet, muss gemeinsam vor Ort und im Bistum überlegt und erprobt werden. Der Bischof und seine Mitarbeiter/innen sorgen für nachvollziehbare Ordnungen und verlässliche Hilfestellungen vor Ort. Es ist zu klären, was praktisch möglich, theologisch richtig und kirchenrechtlich machbar ist. – Gemeint ist nicht: dass unsere Kirche ohne Priester auskommen kann (oder) die bisherigen Aufgaben lediglich neu zu verteilen und auf Ehrenamtliche abzuwälzen.<<

8. »Kirche lebt auch an anderen neuen Orten über die Pfarreien und ihre Gemeinden hinaus. Hierfür setzen wir Energie und Ressourcen ein.

Gemeint ist: Gott ist für alle Menschen da. Die Kirche ist lebendig an allen Orten, wo Menschen mit Gott in Berührung kommen – egal wer sie sind, wie sie glauben oder was sie besitzen. Weitere Orte ergänzen und erweitern das vertraute kirchliche Leben in den Gemeinden. Heute gibt es bereits etablierte >andere Orte< wie Bildungsstätten, Schulen, Caritaseinrichtungen, Seelsorge im Krankenhaus oder im Gefängnis. Andere und neue Orte sind alle Gelegenheiten, an denen wir mit Menschen aus unterschiedlichen Zusammenhängen in Beziehung treten. Damit folgen wir konsequent Jesu Wort: >Geht hinaus in alle Welt.< Wenn wir dies ernst nehmen, werden wir künftig mehr Zeit und Geld

dafür aufwenden. – Gemeint ist nicht: dass die anderen und neuen Orte die Gemeinden ersetzen (... oder) lediglich >Kür< neben der >Pflicht< sind.«

9. »Außer an bewährten Orten in Familien, Schulen und den verschiedenen Formen der Gemeindekatechese findet Glaubensunterweisung zunehmend in generationsübergreifenden Kleingruppen statt, die Ehrenamtliche und/oder Hauptberufliche begleiten.

Gemeint ist: Die vertrauten Formen von Glaubensweitergabe in Familie, Schule und Gemeinde sind an vielen Orten im Bistum nur schwer oder gar nicht mehr möglich. Künftig wird es viele unterschiedliche neue Wege geben, die vor Ort kreativ gesucht und erprobt werden müssen: beispielsweise eher am Küchentisch oder im Wohnzimmer und weniger in Gemeinderäumen. Hauptberufliche und Ehrenamtliche der Pfarrei geben inhaltliche Anregungen und begleiten solche Gruppen. Mehr und mehr wird es wichtig, Männer und Frauen, Alte und Junge aktiv in die Glaubensweitergabe einzubinden. – Gemeint ist nicht: dass neue Formen bewährte Formen verdrängen, wenn diese weiterhin möglich sind, dass Hauptamtliche sich nicht mehr an der Glaubensunterweisung beteiligen, dass es Glaubensunterweisung nur für Kinder und Jugendliche gibt, dass allein der Katechismus zählt (oder) dass Glaubensweitergabe nur in Familien stattfinden kann.«

10. »Hauptberufliche sind vor allem Geistliche Begleiter/innen, die Leben, Handeln und Zeugnis der Menschen im Licht des Glaubens deuten helfen.

Gemeint ist: Bei >Geistlichen< denken wir zuerst an Priester. Doch auch andere Hauptberufliche in Seelsorge, Schule und Caritas stellen sich in den Dienst für das Leben und den Glau-

ben anderer. Sie stehen ihnen auf ihren Lebenswegen bei, hören ihnen zu und helfen ihnen, Gott in allem zu entdecken, was ihnen begegnet. Diese Nähe Gottes wird in der Feier der Sakramente und in Ritualen noch einmal besonders erfahrbar. – Gemeint ist nicht: dass Hauptberufliche Profchristen sind und mehr zur Kirche gehören als andere; dass sich Geistliche Begleiter/innen als moralische Instanzen verstehen, die anderen eigene Vorstellungen überstülpen (oder) dass Geistliche Begleiter zu allem Ja und Amen sagen müssen.«

11. »Wir betreiben Öffentlichkeitsarbeit als einen Weg der Verkündigung: in allen Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen.

Gemeint ist: Wer Christ/in ist, wird dies auch immer im öffentlichen Raum sichtbar machen. Gute Öffentlichkeitsarbeit macht uns kommunikationsfähiger mit Menschen außerhalb unserer Bereiche. Wer in unserer Gesellschaft wahrgenommen werden will, muss Wege finden, seine Anliegen und Positionen in die Öffentlichkeit zu tragen. Dazu gehört eine ansprechende Darstellung in eigenen Medien wie Internet, Pfarrbrief, Schaukasten genauso wie die Zusammenarbeit mit Presse, Medien und anderen Einrichtungen. – Gemeint ist nicht: dass Öffentlichkeitsarbeit eine reine Zurschaustellung unserer Inhalte oder ein Überstülpen unseres katholischen Glaubens (... bzw.) >Werbung< ist, die erfolgreich sein muss (oder) dass der Adressat unserer Öffentlichkeitsarbeit unsere >eigene Kundschaft< ist.«

12. »Wir wenden einen wesentlichen Teil der Ressourcen für die Arbeit mit der und für die Nachbarschaft auf.

Gemeint ist: Die Botschaft Jesu gilt für alle Menschen, egal wer sie sind, egal wo sie leben und egal, woran sie glauben.

Daher sind Orte unseres christlichen Handelns nicht nur Gemeinden und katholische Einrichtungen. Sie finden sich überall, wo Menschen offen sind für ein aus dem Glauben motiviertes Handeln. Wenn wir diesen Auftrag neu in den Blick nehmen wollen, teilen wir zunehmend unsere Zeit, unser Engagement und unsere finanziellen Mittel mit den Menschen in unserem Umfeld – und verzichten auf Liebgewonnenes. – Gemeint ist nicht: dass alte und bewährte Strukturen kirchlichen Lebens weniger wert sind; ... dass Kirchennmitglieder völlig aus dem Blick geraten (oder) dass der >wesentliche Teil der Ressourcen< nur das meint, was an Zeit und Geld noch übrig ist.«

13. »Priester und andere pastorale Mitarbeiter/innen konzentrieren sich auf pastorale Aufgaben.

Gemeint ist: Unter Pastoral wird oft verstanden, dass die Gläubigen von Priestern und anderen hauptamtlich Tätigen versorgt werden. Von Gott her gibt es aber keinen Unterschied in der Würde, die jedem und jeder zukommt. Denn alle sind dazu berufen, miteinander Kirche zu sein. Die Aufgabe von Priestern und anderen pastoralen Mitarbeiter/innen ist es dann, andere darin zu unterstützen, dass sie diese ihre Berufung verstehen und daraus Verantwortung übernehmen. Auf diese Aufgabe dürfen und sollen sie sich konzentrieren. – Gemeint ist nicht: dass alle nur das machen, worauf sie gerade Lust haben, dass pastorale Mitarbeiter/innen zu >Einzelkämpfern< werden (oder) dass Priester nur noch zu den Sakramenten vorbeikommen.«

14. »Wir sind aufmerksam für die Charismen und Begabungen unserer Gemeinden und unterstützen Menschen auf ihrer Suche nach der eigenen Berufung.

Gemeint ist: Es gibt eine Vielzahl von persönlichen Stärken und Fähigkeiten, die jeder Mensch als persönliche Gabe Gottes verstehen darf. Die Gemeinschaft begleitet und fördert die Einzelnen auf ihrer Suche. Zugleich bereichern die Einzelnen die Gemeinschaft in ihrem Handeln. Wo Begabungen zum Tragen kommen, wird Christsein mit- und füreinander möglich. Es gilt, die eigenen Begabungen aktiv zu suchen, zu entdecken und einzusetzen. Dadurch werden wir offen für unsere Stärken und für Gottes Gaben. Die gemeinsame Entfaltung der Charismen und Begabungen gestaltet lebendige Kirche. – Gemeint ist nicht: dass Menschen für vermeintliche Aufgaben des Pfarrers rekrutiert (... oder) mit ihren Begabungen lediglich zu Lückenbüßern werden (bzw.) dass notwendige Aufgaben zugunsten vorhandener Begabungen unerledigt bleiben.«

15. »Wir geben die Fläche nicht auf.

Gemeint ist: Kirche ist überall da, wo Christ/innen leben und sich versammeln – auch ohne Priester, Diakon oder Gemeindefereferentin. Sie stehen in Beziehung mit anderen christlichen Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen. Sie sind Kirche, indem sie miteinander beten und feiern, indem sie miteinander versuchen, das Wort Gottes zu hören und für andere da zu sein. Wir geben die Fläche nicht auf, heißt dann vor allem auch: Wir sehen unseren Auftrag als schöpferische Minderheit darin, für alle Menschen da zu sein, die im Gebiet unserer Pfarrei leben – vor allem für die Armen und Notleidenden. Ihnen gilt unsere Aufmerksamkeit, denn durch uns will Jesus Christus ihnen nahe sein. – Gemeint ist nicht: dass alles bleiben wird, wie es ist, dass eine flächendeckende Versorgung garantiert ist (oder) dass Kirchen und Kapellen als Zeichen der katholischen Präsenz erhalten werden, bis niemand mehr da ist.«

Pfarrei ohne kanonischen Pfarrer

Komte schon 2015 die erste von unseren 44 Pfarreien im Bistum Magdeburg voraussichtlich auf Dauer nicht mehr mit einem kanonischen Pfarrer besetzt werden, waren es 2016 bereits vier; 2019 ist ihre Zahl inzwischen auf acht angewachsen. Um unsere Situation noch besser zu verstehen, ist auch zu beachten, dass – verglichen mit anderen deutschen Bistümern – zu den meisten unserer Pfarreien zwar nur relativ wenige Katholiken gehören, diese aber zum großen Teil über ein weites Gebiet verteilt sind. Der Statistik nach gab es zum 31.12.2018 nur 3 Pfarreien mit über 4.000 und 2 mit über 3.000 Mitgliedern, weiterhin 10 mit über 2.000 und 1 mit über 1.500 Mitgliedern, jedoch schon 18 mit weniger als 1.500 und 7 davon sogar mit weniger als 1.000 Mitgliedern. Dabei war als ein Entscheidungskriterium im Vorfeld der Gründung von Gemeindeverbänden, aus denen dann neue Pfarreien hervorgehen sollten, die Mindestzahl von 1.500 bis 2.000 Gläubigen für jede Einheit ausgegeben worden. Angesichts der zu erwartenden weiteren Entwicklung hatte ich schon 2014 erklärt, unsere pastoralen Räume – auf absehbare Zeit jedenfalls – nicht noch einmal zu vergrößern und es bei den 44 Pfarreien zu belassen. Zudem sehen wir die Lösung unserer Probleme auch nicht einfach darin, möglicherweise ausländische Priester »anzuwerben«. Das wäre ein Trugschluss und würde nur oberflächlich manche Not abwenden. Stattdessen bewegt uns schon seit vielen Jahren die Frage, wie wir die Berufung der getauften und gefirmten Christen so stärken, dass diese für das Leben in den Gemeinden und Pfarreien noch mehr Verantwortung übernehmen können. Dabei geht es nicht einfach darum, Laien als Lückenbüßer für eine pastorale Notsituation zu »rekrutieren«. Theologisch und praktisch inspirierend war für mich dabei auch die Erfahrung unseres französischen Partnerbistums Châlons-en-Champagne, in dem es schon seit Jahrzehnten »Pastoral-

teams« zur Leitung von Pfarreien gibt. Natürlich sind wir durch notwolle Umstände unmittelbar dazu gezwungen worden, nach anderen Lösungen zu suchen. Grundsätzlich liegen unsere Überlegungen aber auf einer Entwicklungslinie, die bereits im Zweiten Vatikanum zum Ausdruck kommt: dass alle Gläubigen Kirche sind und diese sich nicht nur ereignet, wo ein Priester ist.

Wie aber sieht das nun bei uns konkret aus? Auf zwei Ebenen werden Laien derzeit dazu gerufen und darin begleitet, Verantwortung zu übernehmen: auf der Ebene der – früher selbstständigen – Gemeinden und auf der der Pfarrei. Ausgangspunkt ist dabei unser Konzept: Pfarrei aus und in mehreren Gemeinden. Schon länger gibt es in den Gemeinden einiger unserer Pfarreien Menschen, die vor Ort Verantwortung dafür übernehmen, dass der Glaube in seinen verschiedenen Vollzügen lebendig bleibt. An manchen Orten finden sich Bezugspersonen oder Gemeinderäte, in zwei Pfarreien sind 2010 bzw. 2012 die explizit so genannten VOIK-Teams (Vor Ort lebt Kirche) entstanden. Kleine Gruppen setzen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten dafür ein, das kirchliche Leben vor Ort anzuregen und zu gestalten. Dabei sind einzelne Mitglieder solcher Teams sowohl im Pfarrgemeinderat als auch im Kirchengvorstand vertreten und halten damit die Verbindung zur gesamten Pfarrei. Was die zweite Ebene betrifft, so ist für uns die Pfarrei Bad Liebenwerda – in der es sechs solcher VOIK-Teams gibt – gewissermaßen das Paradebeispiel gewesen. Infolge unvorhergesehener Entwicklungen und aufgrund des Personalmangels im ganzen Bistum zeichnete sich bereits 2013 ab, dass es spätestens ab 2015 nicht mehr möglich sein würde, diese Pfarrei mit einem kanonischen Pfarrer zu besetzen. Hier musste also gehandelt werden. Da wir uns schon länger mit dem Thema »alternative Pfarreileitung« befasst hatten, habe ich mich dann dazu entschieden, nach Can. 517 § 2 des Kirchenrechts ein Team von fünf Personen mit der Leitung dieser Pfarrei zu beauftragen. Dieses Team besteht aus dem Vorsitzenden des

Pfarrgemeinderats, dem Vorsitzenden des Kirchenvorstands, einem sogenannten Pfarreikoordinator, der vor Ort tätigen Gemeindeferentin und einem Ordenspriester, der im Sinne des Kirchenrechts die Rolle des sogenannten »Moderators« übernommen hat. Dieser Ordenspriester ist zudem – bzw. in erster Linie – Leiter eines geistlichen Zentrums, das sich in der Pfarrei befindet. Im Januar 2015 habe ich dieses neue Team dann in einem Gottesdienst feierlich beauftragt. 2017 folgte Ähnliches in der Pfarrei Hettstedt. 2019 wird auch für die Pfarrei St. Franziskus in Halle eine solche Leitungsform angestrebt. Bei den weiteren fünf Pfarreien, die inzwischen keinen eigenen Pfarrer mehr haben, wurden andere – sich jedoch im Rahmen bisher üblicher Regelungsweisen bewegender – Lösungen gesucht.

Welche Erfahrungen machen wir nun mit solchen neuen Prozessen? Zunächst einmal hat sich gezeigt, dass eine ganze Reihe von Gläubigen hoch motiviert und bereit ist, sich einzubringen und das Leben der Gemeinde oder der Pfarrei verantwortlich mitzugestalten. Zugleich gibt es große Unsicherheiten bezüglich der Rollen, die die Einzelnen haben. Auf der lokalen Ebene fragt man z. B. »Was genau sind unsere Aufgaben? Welche Kompetenzen haben wir und welche nicht?« Und im Pfarreileitungsteam von Bad Liebenwerda zeigte sich nach über einem Jahr, dass noch längst nicht völlig klar war, worin z. B. die Rolle des Pfarreikoordinators besteht, welche Rolle die Gemeindeferentin in diesem neuen Gefüge hat und – vor allem – was es heißt, als Priester der »geistliche Moderator« zu sein. Hier musste noch einiges überdacht und geklärt werden. Solche Prozesse brauchen – so unsere Erkenntnis – eine intensive Begleitung. Und das aus mehreren Gründen. Sowohl diejenigen, die explizit Verantwortung übernehmen, als auch die übrigen Gemeindeglieder sind meist von traditionellen Kirchenbildern geprägt. Dazu gehört die Vorstellung, dass die Kirche eben nur dort ist, wo ein Pfarrer ist. Viele haben in diesem Sinne ganz selbstverständlich

in einer versorgten Kirche gelebt. Sie fühlen sich deshalb im Stich gelassen, wenn nun Priester und andere Hauptamtliche wegfallen, und halten vielfach ihre Trauer, ihre Sorge und auch ihre Wut nicht zurück. Von der Berufung aller Getauften und Gefirmten zu sprechen, ist zwar theologisch richtig und zukunftsweisend, aber so manche sind das noch nicht gewöhnt. Und es reicht deshalb auch nicht, ihnen diese ihre Würde einfach nur zuzusprechen. Es braucht vielmehr ein langes, geduldiges Einüben in eine neue Weise, Kirche zu sein. Dazu gehört auch ein vertieftes Verständnis dessen, was geistliches Leben bedeutet. Für viele unserer Gemeindeglieder spielt sich das Leben sozusagen in zwei Welten ab: einmal in der profanen, in Familie und Beruf – und dann in der religiösen durch den Gottesdienstbesuch, das Gebet, den Empfang der Sakramente und die Beteiligung am Gemeindeleben. Dass das ganz persönliche Leben in all seinen Facetten mit Gott zu tun hat, ist für viele ungewohnt. Es braucht deshalb ebenfalls einen längeren Weg der Begleitung, wenn wir die Entwicklung unserer Gemeinden und Pfarreien als geistlichen Weg sehen und das Ganze dabei nicht religiös überhöhen wollen. Eine Sitzung oder ein Teamtreffen mit einem Gebet oder einem biblischen Einstieg zu beginnen, reicht dann noch nicht aus. Und schließlich brauchen diejenigen, die Verantwortung übernommen haben, auch ganz persönlich eine gute Begleitung. Da das Thema »Pfarreileitung im Team« inzwischen noch andere Pfarreien betrifft, werden uns angesichts der Fülle der Aufgaben und unserer geringen personellen Kräfte aber auch unsere Grenzen deutlich. Darum müssen wir in Zukunft noch intensiver als bisher miteinander danach suchen, wie es weitergehen soll. Ein wichtiges Ergebnis dieses Bemühens ist schon einmal ein *Handbuch für Pfarreileitung im Team in Pfarreien ohne kanonischen Pfarrer*, das als eine Loseblattsammlung mit dem Stand vom 27. Oktober 2017 vorliegt und – da wir nicht für alles schon perfekte Antworten bereit haben und uns als »lernender Organismus« verstehen – ergänzt werden

soll und muss, sobald weitere Fragen und Probleme auftauchen, die der Klärung bedürfen. Inhaltlich bietet dieses *Handbuch* Ausführungen über die Grundlagen für die Pfarrelleitung im Team, Theesen zur geistlichen Leitung und der Rolle des Priesters im Leitungsteam, eine Aufgabenumschreibung für das Leitungsteam und eine Aufgabenübersicht in Stichworten, Hinweise zu den rechtlichen Verbindlichkeiten, zur Arbeitsweise zwischen Leitungsteam und Hauptamtlichen der Pastoral, zur Begleitung von Leitungsteams in ihrem Dienst, zur Sitzungskultur des Leitungsteams und zur Gestaltung der Kommunikation mit allen in der Pfarrei Betroffenen sowie eine Beschreibung der Aufgaben und Kompetenzen des Pfarrkoordinators, Verfahrensvorschläge bei grundlegenden Interventionen des Moderators, ein Verfahrensvorschlag zur Findung der Leitungsmitglieder in Gremien und ein liturgischer Ritus für die Beauftragungsfeier. Neben der Klärung von Leitungsfragen ist es hinsichtlich pastoraler und liturgischer Erfordernisse auch zu einer weiteren Entscheidung gekommen. Mit Wirkung vom 1. Januar 2016 wurde durch mich eine *Ordnung (Richtlinie) für die Feier des Begräbnisses durch beauftragte Laien* in Kraft gesetzt, die dafür sowohl Kriterien als auch Verfahren benennt.

Der Weg der strukturellen Umgestaltung, den wir bisher beschritten haben, ist keinesfalls eine reine »Erfolgsgeschichte«. Er bleibt sicher auch weiterhin schwierig, wirft viele Fragen auf und schließt die Möglichkeit des Scheiterns nicht aus. Es war aber auch nicht zu erwarten, dass alles konfliktfrei verläuft. Dafür wird allen Beteiligten einiges abverlangt. Ich bin aber zuversichtlich, dass wir trotz allem auf einem guten Weg sind, und ich danke dafür, dass doch verhältnismäßig viele inzwischen bereit sind, sich auf Neues einzulassen. Vor allem aber nehme ich an, dass Gott sich etwas dabei gedacht hat, uns solche Verhältnisse zuzumuten.

Diakonische Neuausrichtung

Was aber könnte Gott von uns erwarten? Wie sollte unser Christuszeugnis in einer Umgebung aussehen, in der wir schon seit Generationen eine religiöse Minderheit und inzwischen mehr als 80 % der Menschen konfessionslos sind und sich darin als »normal« verstehen? Die politische Relevanz und der gesellschaftliche Einfluss der Kirchen sind längst zurückgegangen, und in moralischen und religiösen Fragen wird uns Christen keine Deutungshoheit mehr zugestanden. Viele unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger sind nicht bewusst antikirchlich oder antiklerikal, für sie ist Religion aber – wie Julia Knop formuliert – »keine Kategorie der Selbstdefinition« mehr. Sie »entziehen sich (vielmehr) unterschieden religiöser Übergreifigkeit und bestimmen souverän den Grad möglicher Berührung mit religiösen Themen, die behutsam in eine verständliche und authentische Sprache gefasst werden müssen, damit sie überhaupt zur Sprache gebracht werden können.« Angesichts einer solchen Situation »eröffnen sich« – auch unserer Meinung nach – »neue und durchaus andere Chancen, kirchliche und christliche Identität zu verstehen, zu gestalten und zu reflektieren«.

»Rede nicht« – so lautet eine weise Empfehlung – »über deinen Glauben, wenn du nicht gefragt wirst, aber lebe so, dass du gefragt wirst.« Dabei gibt es vielfältige Möglichkeiten, dies individuell oder gemeinschaftlich zu verwirklichen. Demgemäß könnte man, auch wenn direkte Fragen an unseren Glauben weitgehend ausbleiben, verallgemeinert auch zu der Überzeugung kommen: Die »Kirche der Zukunft« müsste, wenn sie ihrer Bestimmung als Zeichen und Werkzeug der Verbundenheit der Menschen untereinander und mit Gott (LG 1) und damit der Herausforderung, über sich selbst hinauszudeuten, gerecht werden will, vor allem »eine diakonische Kirche« sein. Das aber betrifft alle ihre Vollzüge: Martyria, Diakonia und Liturgia. Sämtliche Handlungen sollten

die Zuwendung Gottes zu den Menschen zum Ausdruck bringen und ihnen ohne kirchliche Eigeninteressen uneigennützig dienen. Nicht die Absicht, jemanden möglichst bald taufen oder »verkirchlichen« zu wollen, sollte bestimmend sein. Nur so kann die Kirche hilfreiche Erfahrungen vom Reich Gottes ermöglichen, das weit über ihre sichtbaren Grenzen hinausreicht.

Zum anderen sollte man sich bei jeglichem diakonischen Handeln »vor der Gefahr eines gönnerhaften Paternalismus« hüten, nicht »von oben herab« und mit fertigen Konzepten auf die Menschen zugehen, sondern sich an ihrer Wirklichkeit, an ihren Hoffnungen und an ihren Bedürfnissen orientieren. Maßstab ist dabei – wie Reinhard Feuersträter, der aus dem Münsterland kommt seit 2003 als Diakon und Krankenhausseelsorger in unserem Bistum tätig ist, schreibt – »der Mensch, der mir begegnet, seine Erfahrungswelt, seine Einstellungen und Wertvorstellungen und seine geschichtliche Prägung ... Als Seelsorger wurde mir wichtig, mich von der Lebenswelt dieser Menschen berühren zu lassen, um authentisch, lebendig und erfahrbar vom Glauben an Jesus Christus zu erzählen. Die tradierte kirchliche Sprache, wie ich sie selbst von Kindheit an erfahren und gelernt hatte, traf (... hier in dieser Region) auf Unverständnis und war fremd. Das galt auch für Bilder, Rituale, Gebete und vieles mehr. Ich musste eine neue Sprache lernen, die an die Lebenserfahrungen der Menschen dieser Umgebung anknüpft und mit der frohen Botschaft verknüpft.« Dabei ist auch wichtig zu fragen: Welche Themen sind gerade aktuell, was erfreut die Menschen, was regt sie auf, was macht ihnen Sorge?

Die Werke der Barmherzigkeit folgen dann nicht irgendwelchen Statuten, Programmen oder Anordnungen kirchlicher Ämter und Einrichtungen, sondern den konkreten Bedürfnissen Notleidender und Verunsicherter, Suchender und Interessierter, an allen möglichen Orten und zu allen möglichen Gelegenheiten, inmitten von Christen wie von Nichtchristen. Deshalb umfasst die Diako-

nie auch mehr als das Handeln der institutionalisierten Caritas. Diakonisch ist z. B. dann schon, unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern erst einmal eine Ahnung von unserer christlichen Vergangenheit und immer noch zu erfahrenden Prägung durch Architektur und bildende Kunst, Musik, Sprache und Literatur oder durch Wertvorstellungen und Lebensweisen zu vermitteln. Das kann durch unsere Kindertagesstätten und Schulen geschehen, durch Verbände und Vereine, durch Veranstaltungen unserer Katholischen Akademie oder Erwachsenenbildung, durch Kirchenführungen und Ausstellungen, Konzerte und Jubiläumstreffen. Noch wichtiger aber ist konkrete Lebenshilfe: die persönlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen und Probleme miteinander zu teilen und nach Antworten und Lösungen zu suchen. Das geschieht in vielfältigem Einsatz für die Menschenwürde und das Gemeinwohl, für mehr Gerechtigkeit und Solidarität, Anstand und Toleranz, dementsprechend auch gegen Gleichgültigkeit und jeglichen Extremismus, gegen Hass und Gewalt. Manche Christen engagieren sich für werdende Mütter und ihre Kinder oder in der offenen Jugendarbeit, für sozial und anderweitig Bedürftige oder Flüchtlinge und Migranten, in der Telefonseelsorge oder in der Hospizarbeit, in der Begleitung einsamer und kranker Mitbürgerinnen und Mitbürger oder in einem einfühlsamen Umgang mit dem Tod und der Trauer. Diakonisch sind auch liturgische Feiern und Rituale. Dazu gehören sowohl unsere Fest- und Sonntagsgottesdienste sowie Firmungen und Beerdigungen als auch die ökumenischen Gottesdienste zu den unterschiedlichsten Anlässen. Dazu gehören zudem manche Segnungen für Einzelne in bestimmten Situationen oder von öffentlichen Einrichtungen bei wichtigen Anlässen. Da daran fast immer auch mehr oder weniger Nichtchristen teilnehmen, wirken solche Formen auch in die Gesellschaft hinein. In dieser Weise als Christen gefragt zu sein, ist durchaus nicht mehr völlig abwegig. Manchmal werden wir sogar

auch darum gebeten, an Bestatungen von Nichtchristen mitzuwirken oder eine solche vorzunehmen.

Eine besondere Form, sich aus christlicher Motivation heraus ohne Berührungängste auf gesellschaftliche Herausforderungen einzulassen, ist das Angebot einer Feier der Lebenswende für konfessions- und religionsfreie Jugendliche. Es geht auf eine Initiative von Weihbischof Reinhard Hauke aus Erfurt zurück. Im Jahr 2001 fand eine solche Feier auch in unserem Bistum erstmalig statt, und zwar in Halle. Seitdem ist die Zahl der teilnehmenden Jugendlichen kontinuierlich gestiegen. »Waren es 2008« – so schreibt Reinhard Feuersträter – »als ich die Verantwortung übernehmen durfte, 28 Jugendliche, wuchs ihre Zahl bis 2016 auf 675. Seit 2017 findet die Lebenswende ökumenisch statt. In diesem Jahr waren es über 700 Jugendliche aus rund 20 Schulen der Stadt Halle und des Umlandes. Sie bereiten sich in kleinen Gruppen von Januar bis Mai/Juni auf dieses Ereignis vor, um dann im Kreis von jeweils etwa 25 Gleichgesinnten die Feier zu begehen. Allein 2017 fanden über 100 Vorbereitungsstreffen und Elternabende statt. Am Ende dieser Vorbereitungszeit steht die Feier in der katholischen Moritzkirche.« Sowohl die Vorbereitung als auch die Feier orientieren sich an den Hoffnungen und Fragen der Jugendlichen. Es geht um das Erwachsenwerden, um Werte des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft und um die tragenden Fundamente des Lebens. »Kirche ist dabei« – so Reinhard Feuersträter – »Gast im Leben der Jugendlichen und ihrer Eltern. Dennoch werden in einer für die Jugendlichen und ihre Eltern verständlichen Weise auch christliche Werte und der christliche Glaube vorgestellt und mit deren Leben verbunden ... In der Feier der Lebenswende selbst bin ich zunächst gar nicht ausdrücklich als Seelsorger, also einer von der Kirche, angefragt. Aber dadurch, dass ich bekanntermaßen auch Seelsorger, also einer von der Kirche bin, entsteht auch eine Erwartung. Dieser Erwartung muss ich authentisch nachkommen und sie muss sich in

meiner Haltung ausdrücken, indem ich meine Deutungsmöglichkeiten, meine Glaubenserfahrungen, meine Theologie einbringe und zur Verfügung stelle. Das Angebot der Feier der Lebenswende hat so für mich auch eine missionarische Dimension, wenn sie auch keine missionarische Intention hat.«

Solche Entwicklungen fordern unsere Kernkompetenz heraus. »Manchmal« – so beschreibt es Reinhard Feuersträter – »ist ein stilles Staunen zu spüren, wenn unter Christen in einer säkularisierten Gesellschaft auch das einen Platz haben darf, was nicht direkt zu begreifen, nicht allein mit der Logik zu ergreifen ist. Wenn gegen einen Trend zur Individualisierung die Gemeinschaftserfahrung wirkt und trotz Konsumorientierung und Pluralismus auf dem Markt der Sinnangebote sich Menschen als Christen bekennen und dennoch in der Vielfalt der Lebensentwürfe den des anderen respektieren und wertschätzen. In solchen Begegnungen geht es weit häufiger um existenzielle Fragen als um Fragen, die innerkirchlich diskutiert werden und in denen Kirche sich vielfach um sich selbst dreht ... Wo gar keine religiösen Vorstellungen vorliegen, müssen auch keine falschen zerstört werden.«

Wer als Christ das »Abenteuer« eingeht, sich unverkrampft so oder ähnlich auf Menschen, die keiner Religion angehören, einzulassen, kann dadurch selbst auf neue Weise die Botschaft des Evangeliums begreifen lernen und im Glauben gestärkt werden. Das aber gilt nicht nur den Hauptamtlichen, sondern allen Getauften und Gefirmten. Vor allem in der Sterbe- und Trauerbegleitung, im Begräbnisdienst, in der Suchenden-Pastoral oder in der Begleitung verschiedener Lebenswenden werden wir in Zukunft wohl noch mehr gefragt sein. Die Erfahrung zeigt, dass gerade in solchen Angeboten eine große Chance liegt, denn die Menschen in unserer Nachbarschaft sind durchaus offen dafür, sich auf existenzielle Fragen einzulassen. Auch »sie wollen Erfahrungen im Umgang mit Fehlern und Scheitern, der Endlichkeit des Lebens und Erfahrun-

gen der Geborgenheit, der Vergebung und der Hoffnung thematisieren. Auch sie suchen Antworten in der Flut der Sinnangebote:«

Eine diakonische Kirche in säkularer Gesellschaft zu sein, erweist sich so als ein kirchliches Handeln, das als Ganzes diakonisch ist. Sie kommt in den verschiedenen Einrichtungen, Projekten und Initiativen der Caritas zum Ausdruck, aber eben auch in den Grundvollzügen der *Martyria* und *Liturgia*. Überall geht es darum, den Menschen so zu begegnen, dass sie durch uns mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen können, ohne dabei vereinnahmt zu werden. Als schöpferische Minderheit versuchen wir zusammen mit verschiedenen Partnern, »aus der gewohnten Rolle des Gastgebers« heraus »in die Rolle eines Gastes im Leben« unserer Mitmenschen zu treten. Dabei erfahren wir uns immer wieder nicht nur als Lernende und Befragte, sondern vor allem auch als reich Beschenkte. Das aber macht uns Mut, unsere Situation gläubig anzunehmen und konstruktiv auf sie einzugehen. Wir sind nicht von Gott verlassen, er wirkt jedoch oftmals ganz anders, als wir uns das vorstellen oder von ihm erwarten.

Anmerkungen

- 1 W. Kasper, *Die Kirche Jesu Christi – auf dem Weg zu einer Communio-Ekklesiologie*, in: ders., *Die Kirche Jesu Christi. Schriften zur Ekklesiologie* 1, Freiburg 2008, 15–120, hier 34.
- 2 Die angegebene Glaubigenzahl variiert in diesem Band, dies spiegelt den jeweils bei der Verfassung der Texte aktuellen Stand wider.
- 3 Vgl. F. Schrader, *Auf dem Weg durch die Zeit. Beiträge zur Geschichte der Kirche in Sachsen-Anhalt*, Paderborn 1994, 55.
- 4 Ebd. 39.
- 5 Vgl. Th. Vogtherr, *Erzbistum Magdeburg*, in: E. Gatz (Hg.), *Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches von ihren Anfängen bis zur Säkularisation*, Freiburg im Breisgau 2003, 388–399.
- 6 Vgl. J. Braun (Hg.), *Gelebter Glaube. Heilige – Verfolgte – Bekenner. Ein Magdeburger Heiligenbuch*, Leipzig 1988.
- 7 Vgl. F. Schrader, a.a.O. 39–41.
- 8 Vgl. ebd. 41–45; Th. Steinhoff/D. Lorek »Aus lebendigen Steinen«. *Kathedra! und Propsteikirche St. Sebastian zu Magdeburg. Ansichten und Entdeckungen*, Leipzig 2000, 13f.; H.G. Finken (Hg.), *Die katholische Propsteikirche St. Franziskus und St. Elisabeth zu Halle (Saale) 1896–1996*, Halle 1996, 8–11.
- 9 Vgl. F. Schrader, a.a.O. 46–48; D. Lorek, *Katholiken in »Ohne Holz«*. Zur Geschichte der katholischen Kirche in Anhalt, Leipzig 2012, 37f.
- 10 Vgl. F. Schrader, a.a.O. 48–50.
- 11 Vgl. ebd. 50.
- 12 Vgl. ebd. 51f.
- 13 Vgl. ebd.
- 14 Vgl. W. Held, *Julius Pflug (1499–1564)*: der letzte katholische Bischof von Naumburg-Zeit als Vermittler zwischen den Konfessionen und als Kirchen- und Landesfürst, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 71 (2000) 53–93, C. Wandt/R. Rittig (Hg.), *Julius von Pflug. Bischof von Naumburg-Zeit. Wegbereiter der Versöhnung in der Reformationszeit*, Halle (Saale) 2014.
- 15 Vgl. F. Schrader, a.a.O. 56–60, 64–68.
- 16 Vgl. ebd. 60–63.
- 17 Vgl. Th. Steinhoff/D. Lorek, a.a.O. 17f.
- 18 Dabei handelte es sich um folgende Pfarreien: St. Johannes in Althaldensleben, St. Agnes in Neustadt bei Magdeburg, St. Andreas in Meyendorf, St. Peter und Paul in